

10 Freiheit und das Streben nach Macht

»Nichts errät ein Mensch so schnell wie die innere Unsicherheit eines anderen und fällt darüber her wie eine Katze über einen krabbelnden Käfer.«

Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 1352

a) Rationale und soziale Freiheit

Freiheit ist ein gängiger und emotionell besetzter Begriff. Aber wie so oft bei vielgebrauchten Begriffen, sind sich die meisten, die ihn verwenden, nicht wirklich darüber im klaren, was der Begriff bedeutet. Den meisten genügt er als nicht weiter definiertes Schlagwort, das sich auch in der papageienhaften Wiederholung nicht abzunützen scheint.

Viele verbinden mit dem Worte Freiheit die Vorstellung von »frei« im Gegensatz zu »ursächlich bestimmt« oder »determiniert«. Man meint etwa, der Mensch handle nur dann frei, wenn er sich ohne Gebundenheit an vorgegebene Verhaltensprogramme entscheiden könne, dies zu tun und jenes zu unterlassen, anders als etwa ein Insekt, das ja in vielen Bereichen wie ein Schienenfahrzeug auf vorgezeichneten Bahnen läuft. Diese Ansicht ist auch einer der Gründe für die oft leidenschaftliche Ablehnung des Gedankens an eine teilweise biologische Programmierung menschlichen Verhaltens. Dabei wird jedoch übersehen, daß uns auch die Kultur programmiert, die uns ja religiöse und politische Wertsysteme vermittelt und einprägt. Aufgrund solcher Programmierung handeln wir ebenfalls ziemlich voraussagbar.

Der Wunsch nach einem von Vorgaben »freien Willen« führte zu sonderbaren Gedankengängen. Pascual Jordan veröffentlichte 1932 seine »Verstärkertheorie der Willensfreiheit«. Er ging von einer angeblichen Akausalität atomarer Reaktionen aus, die sich im Organismus zu einer »makroskopisch wirksamen Akausalität« verstärken würden. Damit wären, so meinte er, gewisse Bereiche des menschlichen Handelns der Kausalität nicht mehr unterworfen und die Verneinung der Willensfreiheit durch die Erfahrungen der Atomphysik widerlegt. Die Zufallstheorie der Willensfreiheit wurde von den Biologen schnell wieder verworfen. Eine Freiheit, die wir dem Zufall verdanken, wäre ja in der Tat sehr zweifelhaft. Jede Verantwortlichkeit wäre aufgehoben (Hassenstein 1979). Physikalische Akausalität spielt bei der Entscheidung menschlicher Handlungen sicher keine Rolle. Handelten wir nicht verlässlich, wir könnten nicht miteinander kommunizieren. Unsere Motivation bestimmt in gesetzmäßiger Weise unser Handeln. Bereits Schopenhauer (1839) meinte dazu: »Ich kann tun, was ich will, ich kann, *wenn ich will*, alles was ich habe, den Armen geben und dadurch selbst einer werden – wenn ich *will*, aber ich vermag nicht, es zu *wollen*, weil die entgegenstehenden Motive viel zu viel Gewalt über mich haben, als daß ich es könnte« (S. 212).

Subjektiv aber erleben wir Freiheit als eine Gegebenheit. Wir überlegen und entscheiden uns – subjektiv frei –, dies oder jenes zu tun. Und wenn wir die Handlungsalternativen ins Auge fassen und sie mit jenen vergleichen, über die Tiere verfügen, dann sind uns auch mehr Möglichkeiten der Entscheidung gegeben. Wir handeln ferner keineswegs immer nach einem automatischen Reiz-Antwort-Schema. Wir verdanken das unserer Fähigkeit, Handlungen von den sie antreibenden Systemen abkoppeln zu können und damit ein entspanntes, von Emotionen entlastetes Feld zu schaffen, in dem wir die Folgen verschiedenen Tuns abschätzen und damit die Handlungsalternativen rational erwägen können. Das führt zu dem subjektiv frei gefaßten Entschluß, Bestimmtes zu tun.

Objektiv allerdings entscheiden wir aufgrund der zahlreichen individuellen Erfahrungen, die wir im Laufe unseres Lebens sammeln, ferner aufgrund der Erziehung, die wir genossen und die uns das reiche Kulturgut der Gemeinschaft tradierte, der wir angehören. In die Überlegungen gehen die Werthaltungen ein, denen wir aufgrund religiöser und politischer Indoktrinierung anhängen, und schließlich spielen die uns als biologisches Erbe vorgegebenen Programmierungen (Motivationen) bei der Entscheidungsfindung eine große Rolle. Wir denken nach und bemühen uns um einsichtige Problemlösungen, aber unsere Entscheidungen werden durch vielerlei Ursachenverknüpfungen bestimmt. Insofern sind wir also nicht frei. Der gesamte Schatz – oder auch die Belastung – der biologischen, kulturellen und individuellen Erfahrungen bestimmen unser Handeln in einer bestimmten Situation.

Beim Freiheitsproblem sind im Grunde zwei Aspekte zu beachten: der *rationale* und der *soziale*. Beim rationalen Aspekt geht es um die Frage, ob eine Person Herrschaft über sich und damit über ihre zum Teil archaischen Antriebe hat, ob sie daher rational verantwortlich handeln kann. Diese Fähigkeit zu einsichtig-vernünftiger Entscheidung erfordert als Voraussetzung, Handlungen von Antrieben abkoppeln zu können und damit ein »entspanntes Feld« zu schaffen. Diese Fähigkeit wurde bei Säugern entwickelt, um spielerisch lernen zu können. Beim Menschen kam über die unterschiedliche Hemisphärenspezialisierung die Fähigkeit zur Selbstreflexion hinzu. Mit unserer linken Hemisphäre können wir gewissermaßen uns selbst beobachten: unser rechtshemisphärisches, emotionales Ich (Näheres dazu in meinem »Grundriß der Humanethologie«). Die Fähigkeit, rational zu entscheiden, hängt ferner von dem individuell erworbenen Wissen ab: Je mehr ein Mensch weiß, desto mehr Möglichkeiten hat er, Handlungspläne zu entwerfen und geistig auf ihre Folgen hin abzuhandeln. Und entsprechend können wir sagen, sein Verhalten habe mehr Freiheitsgrade.

b) Freiheit und Dominanz

Aber was wir unmittelbar als Freiheit erleben, ist etwas ganz anderes: Es ist die soziale Freiheit. Wir fühlen uns frei, wenn wir aufgrund unseres eigenen Willens ohne Einschränkung durch andere entscheiden können. Können wir z. B. unsere Meinung aussprechen, ohne daß andere uns dabei einschränken, dann glauben wir, uns frei zu äußern, auch wenn unsere Äußerung ein höchst dogmatisches – und damit ein geistig unfreies – Bekenntnis zu einer bestimmten Ideologie ist. Wir sprechen in solchen Fällen von der Möglichkeit der »freien Meinungsäußerung«. Und diese Freiheit wird nicht nur erlebt, sie wird in liberalen Gesellschaften auch gesetzlich garantiert. Erst wenn man einer Person den Mund verbietet, schränkt man ihre Freiheit ein. Es geht also im Grunde um die Freiheit von Bevormundung durch Mitmenschen, um die Erhaltung des eigenen Handlungsspielraumes, den man nicht durch andere eingeengt wissen will.

Nun ist dieser Handlungsspielraum in der Praxis nicht bei allen Menschen gleich. Unterschiede in den Einzelbegabungen und im persönlichen Werdegang führen dazu, daß Personen unterschiedliche Kompetenzen und damit auch wieder unterschiedliche Rechte erwerben. Der Kapitän eines Schiffes oder der Manager eines Unternehmens haben mehr Freiheiten als ein Matrose oder Angestellter, deren Freiheiten durch vielerlei Anordnungen eingeschränkt sind. Das gilt in sozialistischen Zentralverwaltungswirtschaften grundsätzlich ebenso wie in liberaldemokratischen Systemen und für die politische oder militärische Führung ebenso wie für die Privatwirtschaft. In allen Gesellschaften verfügen Menschen über individuell erworbene Rechte und damit auch individuelle Freiheiten, und sei es auch nur das Recht des Jägers und Sammlers, die erlegte Jagdbeute verteilen oder über das selbst hergestellte Gerät frei verfügen zu dürfen.

Je mehr Möglichkeiten der einzelne hat, durch Eigenleistung den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern – sich also frei zu entfalten –, als desto freier gilt die Gesellschaft. Allerdings geht

die Erweiterung des Freiraums einer Person auf Kosten der Freiräume anderer, ein Problem, das wohl schon seit Beginn der menschlichen Gemeinschaft diskutiert wird. Es würde den Rahmen unseres Vorhabens sprengen, wollten wir es hier erörtern. Soviel scheint heute anerkannt: Macht über Mitmenschen sollte nicht mit Gewalt errungen werden. Wo Führungshierarchien für das Funktionieren eines Betriebes, Staates oder sonstiger Organisationen und Gemeinschaften nötig sind, sollten die Führenden aufgrund ihrer besonderen Begabungen und Leistungen von neutralen und kompetenten Ausschüssen mit der Aufgabe betraut oder, wie im Falle der Politiker, von den zu Führenden selbst gewählt werden. Auch sollte die wirtschaftliche Not und der Stellenmangel nie so groß sein, daß ein Stellensuchender gezwungen wäre, sich einem rücksichtslosen Ausbeuter unterzuordnen.

Von diesen Idealvorstellungen sind wir sicher noch weit entfernt, aber wir haben uns ihnen in den letzten hundert Jahren immerhin ein gutes Stück angenähert, und sie sind weiterhin Leitbild, und zwar nicht nur für das Leben innerhalb der Gemeinschaft eines Staates, sondern auch für die Beziehungen der Staaten untereinander. Vernunft und Einsicht leiten unser Wollen in diese Richtung, denn es leuchtet ein, daß es dem einzelnen ebenso wie dem Gemeinwohl zuträglich ist, wenn soziale Spannungen und damit die Risiken sozialer Unruhen und Kriege vermindert werden.

Aber wir sehen auch, daß dieses Wollen nicht hinreichend verwirklicht ist. Nun hat es sich eingebürgert, in solchen Fällen irgendeinem Feind der Freiheit die Schuld zuzuweisen – der repressiven Gesellschaft etwa oder den Kapitalisten, den Sozialisten oder gar den Eltern. Irgendwer ist immer daran schuld, daß die Ideale von Freiheit und Gleichheit nicht verwirklicht sind. Mit solcher Schuldzuweisung macht man es sich zu einfach. Ich möchte hier wie bisher die Frage stellen, ob nicht in uns allen etwas steckt, was uns als Anführer oder Geführte unvernünftig handeln läßt.

Daß wir Menschen einige soziale Eigenschaften als Primatenerbe mitbekamen, ist heute allgemein anerkannt. Dazu gehört die bereits erwähnte ambivalente Haltung Mitmenschen gegenüber. Wir suchen die Nähe des anderen, zeigen aber auch eine gehörige Portion Sozialangst, die allerdings durch persönliche Bekanntheit gemildert wird. Wir neigen aufgrund dieser Disposition dazu, uns in Kleinverbänden abzusondern. Innerhalb der Kleinverbände bilden sich in der Regel in einem Prozeß der Selbstorganisation Rangordnungen aus, ein Muster, nach dem auch die modernen Großgesellschaften strukturiert sind.

c) Rangordnung

Das Phänomen der Rangordnung wurde in den frühen zwanziger Jahren von dem Psychologen Thorleif Schjelderup-Ebbe an Hühnern entdeckt. In der Folge hat man ihre Ausbildung in den verschiedensten Wirbeltiergruppen nachweisen können. Bei dem uns nah verwandten Schimpansen bilden sich Rangordnungen sowohl unter den Männchen als auch unter den Weibchen aus. Die Männchen verstehen es beim Rangstreit geschickt, sich mit anderen zu verbünden. Sie setzen Gruppenmitglieder gewissermaßen als Werkzeuge ein. Sind die Rangpositionen ausgefochten, dann tritt der Ranghohe keineswegs als Tyrann auf. Er zeigt zwar beim Zusammentreffen mit anderen Gruppenmitgliedern oft eindrucksvolles Imponiergehabe, ist aber im übrigen freundlich und schützt auch Rangniedere gegen Übergriffe anderer. Nach Streit bemühen sich die Kontrahenten um die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen. Die Versöhnungsbereitschaft ist geradezu ein Kennzeichen dieser Tiere (DeWaal 1978, 1982).

Ranghohe Affen stehen im Blickpunkt der Aufmerksamkeit der anderen. Zählt man aus, wer von den anwesenden Tieren am meisten von den anderen angesehen wird, dann sind es stets die Ranghohen. Bei uns Menschen ist das ähnlich, was sich schon in

der Redewendung, eine Person genieße »Ansehen«, ausdrückt. Die Wahrung oder Verbesserung dieses Ansehens ist ein zentrales Anliegen jeder sozialen Interaktion (S. 89). Kaum etwas ist schlimmer als Gesichtsverlust.

Barbara Hold-Cavell (1974, 1977) hat in Kindergärten verschiedenen Erziehungsstils die Selbstorganisation der Kindergruppen untersucht und festgestellt, daß sich Rangordnungen nicht nur in den traditionellen, sondern auch in den antiautoritär geführten progressiven Kindergärten ausbilden. Sie fand ferner, daß nicht die aggressivsten Kinder im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, sondern jene, die zwar in der Lage sind, ihre Rangposition zu verteidigen, darüber hinaus jedoch – dies war entscheidend – über positive soziale Eigenschaften verfügen, wie Einfallsreichtum und Initiative bei der Organisation von Spielen, Bereitschaft zu teilen, Fähigkeit, Streit zu schlichten, Spielgefährten zu trösten und dergleichen. Aufgrund dieser Eigenschaften wurde ihre Führungsposition nach anfänglichen Rankämpfen schnell anerkannt, und die rangniederen Kinder suchten aktiv die Nähe der Ranghohen, sie zeigten den Ranghohen in Kontaktinitiative Dinge, richteten Fragen an sie und gehorchten. Eine weitere Untersuchung von Hold-Cavell in Buschmann-Kindergruppen und in japanischen Kindergärten ergab das gleiche Bild.

Rangordnungen bilden sich überall aus, wo Menschen über längere Zeit in Gruppen leben, es sei denn, besondere Regeln der Kultur unterbinden ihre Entwicklung. Die Buschleute der Kalahari kennen Hauptmänner, die ihre Gruppe als Sprecher nach außen vertreten, innerhalb der Gruppe aber relativ wenig zu sagen haben. Einzelpersonen genießen unterschiedliches Ansehen aufgrund von Leistungen in verschiedenen Bereichen: So gibt es den guten Trancetänzer oder den guten Jäger. Allerdings gilt es in dieser Gesellschaft als ungehörig, mit Leistungen, etwa dem Jagderfolg, zu prahlen. Was einer tut, entscheidet er für sich. Die Hauptmänner haben keine Befehlsgewalt.

Das gilt nicht für alle traditionellen Stammeskulturen. Dort, wo kriegerischer Einsatz gefordert ist, bilden sich Häuptlings-

hierarchien aus, und Häuptlinge entscheiden sehr vieles. In solchen Kulturen wird dann auch im Alltag die hierarchische Ordnung gepflegt und bekräftigt. Ein Beispiel dafür mögen die mir gut bekannten Himba liefern, die im Kaokoland südlich von Angola in Südwestafrika (Namibia) leben. Als Rinderhirten in einer Trockensavanne führen sie ein gefährdetes Leben. Rinder sind eine begehrte Beute, und da die Bevölkerung der Himba sich in kleinen Kralgemeinschaften über ein weites Gebiet verteilen muß, leben die Himba gefährdet. In ihrer Geschichte wurden sie auch wiederholt von Hottentotten überfallen, die ihnen ihre Rinder abnahmen. Daß sie nicht untergingen, verdanken sie ihrer Fähigkeit, sich nach solchen Überfällen schnell zu schlagkräftigen militärischen Verbänden zusammenzuschließen, die dann mehrere Gemeinschaften oder sogar den ganzen Stamm umfassen und unter der Führung einer Häuptlingshierarchie Kriegszüge zur Vergeltung und Rückgewinnung der geraubten Rinder ausführen. Das Gelingen solcher Unternehmungen setzt Gefolgsgehorsam voraus, und dieser muß im Alltag bekräftigt werden, wenn man für den Ernstfall vorbereitet sein will.

Der dressurmäßigen Bekräftigung des Gefolgsgehorsams dient das Ritual »Okumakera«, auch Milchschnucken genannt. Jeden Morgen werden die Rinder von den verschiedenen Familien der Kralgemeinschaft gemolken. Die Milch kann aber von den Eigentümern der Rinder nicht sogleich genossen werden. Der Häuptling muß sie erst freigeben. Dazu kommen die Frauen, Männer und Kinder nach dem Melken mit den Milchgefäßen zum Häuptling. Sie reichen ihm das Gefäß, er nimmt einen Schluck oder taucht nur kurz den Finger hinein, leckt ihn ab und reicht dann das Gefäß zurück. Gelegentlich berührt er das Milchgefäß nur mit einer Hand. Erst nach diesem »Milchschnucken« darf die Milch genossen werden. Das tägliche Ritual bekräftigt die Unterordnung unter den Häuptling, und folgt einer einmal nicht, dann kann der Häuptling über Rüge und sozialen Druck den Rebellen zur Raison bringen.

Vergleichbare Rituale der Gehorsamsbekräftigung gibt es auch bei uns. Der Morgenappell mit dem Grüßen der Fahne erfüllt beim Militär diese Funktion: In den Vereinigten Staaten und in Großbritannien gab und gibt es morgens in den Schulklassen vergleichbare Grußrituale. Und die Schweizer Überlieferung vom Landvogt Gessler, der seinen Hut auf einer Stange ausstellte, damit jeder ihn grüße, ist in die Literatur eingegangen.

Es gibt aber auch Kulturen, die eine Ausbildung von Rangordnungen durch bestimmte Maßnahmen verhindern. Bei den Maoris z. B. gab man Personen, die Reichtümer ansammelten, unter irgendeinem Vorwand zur Plünderung frei. Allerdings wurde in einem solchen Fall Egalität offensichtlich gegen eine vorhandene Disposition erzwungen. Die so bewirkte Egalität diente der Erhaltung der traditionellen Häuptlingshierarchien. Häuptlinge waren nämlich von der Plünderung ausgenommen. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß Besteuerung und Geldentwertung in manchen Staaten auch der westlichen Welt manchen Politikern als Mittel dienen, um über egalisierende Nivellierung ihre Machtposition zu zementieren und gegen heranwachsende Konkurrenz abzusichern. Gewisse Ähnlichkeiten moderner Steuerpolitik mit dem Plünderungsritual der Maoris sind unverkennbar.

Mao und seine Anhänger verfolgten mit der Kulturrevolution eine Strategie der Egalisierung mit dem gleichen Ziel. Sie wollten so die Entstehung neuer Rangstrukturen verhindern und die etablierte Parteihierarchie absichern.

Ohne repressive Maßnahmen dieser Art bilden sich dank der unterschiedlichen Begabung, Bildung und Lebensschicksale in allen menschlichen Gemeinschaften Rangordnungen. Hat jeder die Chance, sich aufgrund eigener Verdienste zu profilieren, dann dürfte dies wohl auch akzeptabel sein, zumal die Gemeinschaft vom Leistungsstreben des einzelnen profitieren kann. Auch in den am egalitären Ideal ausgerichteten Gesellschaften kann sich der einzelne durch Leistungen auszeichnen, und es

gibt Aufstiegsmöglichkeiten und Orden als Statussymbole in Ost und West.

Das Bedürfnis nach Ansehen äußert sich in einer pluralistischen Gesellschaft auf vielfältige Weise. Unter anderem bauen sich Menschen, wie Desmond Morris betonte, Ersatzpyramiden, um sich an deren Spitze zu stellen, etwa als Taubenzüchter oder Hobbyarchäologe. So äußert sich das Rangstreben auf harmlose und in vielen Bereichen sogar kulturfördernde Weise.

d) Problematische Auswirkungen des Rangstrebens

Während in früheren Zeiten ranghohe Personen auch einen höheren Fortpflanzungserfolg aufwiesen und das Streben nach Rang daher »angepaßt« war, ist dies heute nicht mehr so eindeutig der Fall. Um heute eine angesehene Position zu erreichen, muß der einzelne viel mehr Zeit als früher in seine Ausbildung investieren. Das durchschnittliche Promotionsalter an den deutschen Universitäten liegt mittlerweile bei 32 Jahren. Damit kommen die Betroffenen aber auch später zur Familiengründung, so daß jene Bevölkerungsschichten, die beruflichen Erfolg und gute Ausbildung schätzen, heute im allgemeinen weniger Kinder aufziehen als weniger erfolgreiche. Anders als früher wird Aufstieg also nicht mehr mit reproduktivem Erfolg belohnt. Das Rangstreben erweist sich damit in vielen Fällen als »fehlangepaßt«, denn es mindert den Fortpflanzungserfolg der nach Ansehen Strebenden und bewirkt eine genetische Aussiebung von Begabungen. Noch sind das keine alarmierenden Entwicklungen, doch müssen wir sie im Auge behalten.

Noch in anderer Weise ist das Rangstreben in der heutigen Zeit problematisch. In der individualisierten, kleinen Gemeinschaft waren ihm durch den ausgleichenden Normierungsdruck der anderen Grenzen gesetzt. Der Ranghohe konnte seine Stellung nur bei Zustimmung der anderen halten, und diese Zustimmung wurde ihm sicher verweigert, wenn er gegen die Normen

der Gesellschaft verstieß, charakterliche Mängel zeigte oder sonst den Unwillen der anderen erweckte. Ansehen hing von der Persönlichkeit ab, die in einer kleinen Gemeinschaft durch das jahrelange Zusammenleben mit den anderen auch gut eingeschätzt werden konnte. In der anonymen Großgesellschaft dagegen mangelt es an persönlicher Vertrautheit. Was weiß denn Mr. Miller schon über seinen Präsidenten? Doch nur das, was ihm die Werbung einredete. Präsidentschaftskandidaten werden wie Coca Cola angepriesen und verkauft. Entscheidend ist oft nicht die Qualität der Person, sondern die Stärke der hinter ihr stehenden Interessengruppen und die Qualität ihrer Werbung. Die Eigenschaften, die das Publikum an einer führenden Persönlichkeit schätzt, kann die Propaganda leicht vortäuschen, vorausgesetzt, der Kandidat kann reden und schauspielern.

Des weiteren gilt, daß in der anonymen Gesellschaft das Verhalten aus schon erwähnten Gründen angstbelastet ist. Das begründet ein starkes Bedürfnis, sich schutzsuchend Führungspersönlichkeiten anzuvertrauen, und mindert die Kritikfähigkeit. Der Mensch wird in der anonymen Masse infantilisiert und anschluss hungrig. Zum anderen bedingt die Aktivierung des agonalen Systems eine gewisse Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit der verschiedenen miteinander konkurrierenden Interessengruppen. Sie sind nicht durch persönliche Bindungen in ihren Aggressionen gebremst.

Gravierend kommt hinzu, daß das Rangstreben keine Begrenzung kennt. Anders als Hunger und Durst, die abgesättigt und gestillt werden können, handelt es sich beim Rangstreben um einen Antrieb, der weder durch in den Organismus eingebaute Rückmeldungssysteme noch durch die erreichte Außensituation abgesättigt oder abgeschaltet wird.

Dem Dominanzstreben entspricht eine Dominanzlust, die beim Mann eine archaische sexuelle Komponente besitzt (Eibl-Eibesfeldt 1970). Erfolg führt bei Männern zur Anhebung des Bluttestosteronspiegels, Mißerfolg zum Absinken. Verliert z. B. ein Tennisspieler, dann sinkt der Spiegel seiner männlichen

Geschlechtshormone im Blute signifikant ab; gewinnt er, dann steigt der Bluttestosteronspiegel steil an (Mazur und Lamb 1980). Auch geistiger Erfolg spiegelt sich in gleicher Weise im hormonalen Geschehen. Bei Medizinstudenten, die durchfallen, sinkt der Bluttestosteronspiegel, und er steigt, wenn sie die Prüfung bestehen. Erfolg bekräftigt damit das Erfolgstreben in positiver Rückwirkung und erzeugt damit die Gefahr des Eskalierens.

Der Dominanz-Submissions-Mechanismus ist ein zentraler Schlüssel zum Verständnis menschlichen Verhaltens. Das Dominanzstreben geht so weit, daß wir uns selbst auf der Gruppenebene mit Personen, die für uns gewissermaßen stellvertretend siegen, identifizieren. Jede Olympiade und jedes Länderspiel zeigt, wie die Menschen in einer kollektiven Aggression mitgerissen werden, in diesem Falle allerdings in einem an sich harmlosen Wettstreit, dem ein spannungsabbauender Effekt im Sinne einer »Ventilsitte« zugeschrieben werden kann. Ob die Zuschauer, die Sieg oder Niederlage miterleben, auch Änderungen des Testosteronspiegels erfahren, wäre zu prüfen.

Das Gefährliche am Dominanzstreben ist, daß es sich hier um einen offenen Trieb handelt (s. o.). Auch wenn eine Person eine hohe Rangstufe erklommen hat und das erreichte, was sie sich zum Ziel setzte, bleibt das Rangstreben erhalten. Neue Horizonte tun sich auf, neue Möglichkeiten, das Machtpotential zu vermehren – und die Geschichte lehrt, daß Menschen dies nutzen. Nun ist das Machtpotential, das die anonyme Großgesellschaft einem ehrgeizigen Politiker anbietet, ungeheuer, und man hat in der heutigen technischen Zivilisation zu Recht Angst davor, was passieren würde, wenn ein Wahnsinniger in einem über Atomwaffen verfügenden Land die Macht erränge. Man hält die Gefahr für gering, man glaubt Verhaltensstörungen rechtzeitig erkennen zu können. Aber man macht sich doch wohl etwas vor: Das Volk ist im Grunde gläubig und in Situationen der Not keineswegs besonders kritisch. Das infantile Bedürfnis nach Geborgenheit gewinnt dann leicht Oberhand. Es spielte bei der Machtergreifung Adolf Hitlers sicher mit die

entscheidende Rolle. Aber auch die späteren Alliierten ließen sich täuschen, sonst wären sie 1936 kaum zur Olympiade nach Deutschland gekommen und Engländer wie Franzosen hätten sicher nicht das Münchner Abkommen unterschrieben. Liest man die Zeitungen von damals, dann hat man den Eindruck, daß Chamberlain 1939 den Frieden gesichert zu haben glaubte. – Wir müssen weiterhin mit der Möglichkeit rechnen, daß politische Führungspersonlichkeiten uns täuschen und mit Zustimmung der Massen Unheil anrichten. Der Typus des fanatischen, an sich selbst glaubenden Führers scheint mir dabei gefährlicher als der des korrupten, eigennützigen Despoten. Letzterer wird, um das eigene Wohlergehen zu sichern, bemüht sein, die Dinge nicht unbedingt auf die Spitze zu treiben, anders als der von seiner Mission überzeugte Fanatiker, der das Risiko des eigenen Untergangs in Kauf nimmt.

In der anonymen Gesellschaft besteht ferner die Gefahr, daß bestimmte Kreise politische Führer lancieren, die zwar harmlos sind, aber den Willen von hinter ihnen stehenden Interessengruppen vertreten. Personen mit altersbedingten Abbauerscheinungen, die sonst eine integre Laufbahn absolvierten, bieten sich dafür als Kandidaten an. Das sind keineswegs aus der Luft gegriffene Befürchtungen – immerhin war Präsident Roosevelt in Jalta bereits ein vom Altersverfall gezeichneter, schwerkranker Mann, der den Diskussionen kaum noch folgen konnte. Daß die Amerikaner den Frieden in Europa verspielten, ist nach Ansicht mancher Historiker unter anderem hierauf zurückzuführen. Nach dem Ersten Weltkrieg war Präsident Wilson zu schwach, seine 14 Punkte durchzusetzen, die vielleicht eine gerechte Ordnung in Europa herbeigeführt und damit den Frieden gesichert hätten.

Probleme dieser Art werden sich immer wieder stellen. Louis A. Gottschalk (1987) hat mit Hilfe eines von ihm entwickelten Verfahrens die spontanen verbalen Äußerungen Ronald Reagans in den Fernsehdebatten mit Jimmy Carter 1980 und Walter Mondale 1984 geprüft. Die Untersuchung deckte eine zunehmende geistige Behinderung Reagans auf.

Die Verführbarkeit ängstlicher Massen, die Rücksichtslosigkeit, mit der Interessengruppen in der anonymen Gesellschaft konkurrieren, das Machtpotential und die Tatsache, daß das Machtstreben ein offener Trieb ist, bedingen im Verbund eine höchst labile und brisante Situation.

Der Verführbarkeit und Rücksichtslosigkeit kann man durch Milderung der Anonymität (s. o.) und durch immunisierende Aufklärung entgegenwirken. Hier gilt auch der Appell an die Presse, sich weniger leichtfertig auf das Spiel mit der Angst einzulassen. Das entscheidende Problem bleibt aber die Aus-

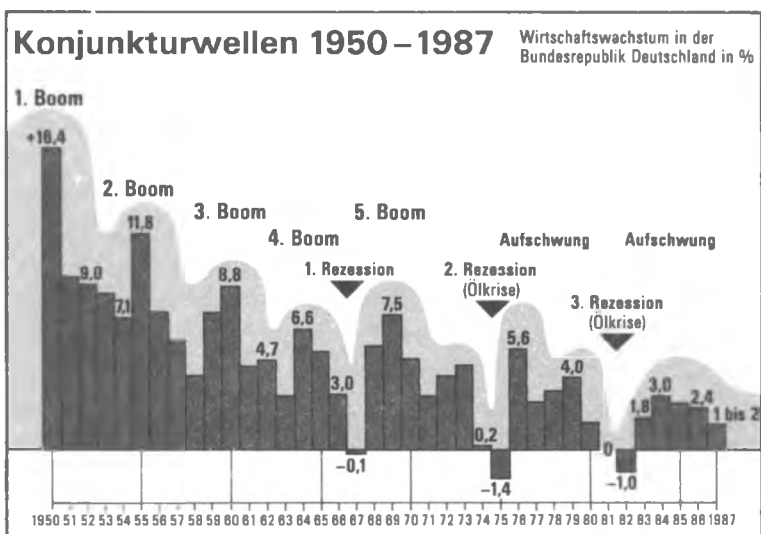


Abb. 25 Das Wirtschaftswachstum in der Bundesrepublik Deutschland in Prozent im Zeitraum 1950 bis 1987: Auf eine Phase zunehmender Wachstumsraten folgt regelmäßig eine Phase abnehmender Wachstumsraten. Die Graphik läßt erkennen, daß jede neue Wachstumswelle niedriger ausfiel als die vorhergehende, was auf Grenzen des Wachstums hinweist, die Politiker zumindest als Möglichkeit in ihre Kalkulationen einplanen müßten, etwa durch Reservebildung. Die Fixierung auf den nächsten Wahltermin läßt eine solche vernünftige Planung nicht zu. – Nach einer Graphik aus der »Süddeutschen Zeitung« vom 6. 5. 1987.

wahl der für Führungspositionen am besten Geeigneten und die Kontrolle der Führenden, die in der anonymen Gesellschaft nicht garantiert ist. »People have nothing to fear but their choice of leaders«, sagte Paul MacLean (1987) sehr treffend (S. 47).

Zwar wählen heute in vielen Staaten die Bürger ihre Regierenden; sie können sie aber erst am Erfolg ihrer Tätigkeit einschätzen. Das führt dazu, daß auch fachlich kompetente und anständige Politiker gezwungen sind, kurzfristig Erfolge nachzuweisen, was eine langfristige Planung und vernünftiges Wirtschaften erschwert (ein Punkt, auf den wir noch zurückkommen werden). Unter diesem Erfolgszwang werden Politiker dazu verleitet, Einnahmen zu verplanen, die noch gar nicht gemacht wurden. Um Wahlversprechen zu erfüllen, nehmen sie Anleihen auf die Zukunft. Man gibt sich optimistisch und rechnet mit dauerndem Wachstum, obgleich die Wirtschaftsstatistiken deutlich zeigen, daß es kein unbegrenztes Wachstum gibt (Abb. 25). Würden Privatpersonen mit Geld ähnlich umgehen wie Politiker, dann würde man sie wegen des Verdachtes, einen betrügerischen Bankrott anzusteuern, gerichtlich belangen.

Ein weiteres Problem resultiert aus der einseitigen, oft sogar mangelnden naturwissenschaftlichen Ausbildung der Politiker. Viele haben ein Fachstudium als Juristen oder in einer geisteswissenschaftlichen Disziplin absolviert. Zwei Drittel der Bundstagsabgeordneten haben eine akademische Ausbildung. Andere kommen ohne solche Vorbildung über die Parteilaufbahn in entscheidende Positionen. In einem bemerkenswerten Artikel zu dieser Problematik zitiert Hans Heigert* einen Ausspruch von Kurt Biedenkopf, der kritisch auf diese Problematik Bezug nimmt: »Systeme – so sagt Biedenkopf – in denen die einzige formale Qualifikation auch für höchste Ämter darin besteht, mehrheitsfähig zu sein, haben eine eingebaute Tendenz zur Mittelmäßigkeit.« Auf die Dauer wird man sich das nicht leisten können. Es geht nicht an, daß Personen mit mangelhaften

* Feuilleton der »Süddeutschen Zeitung« vom 25./26. 10. 1987.

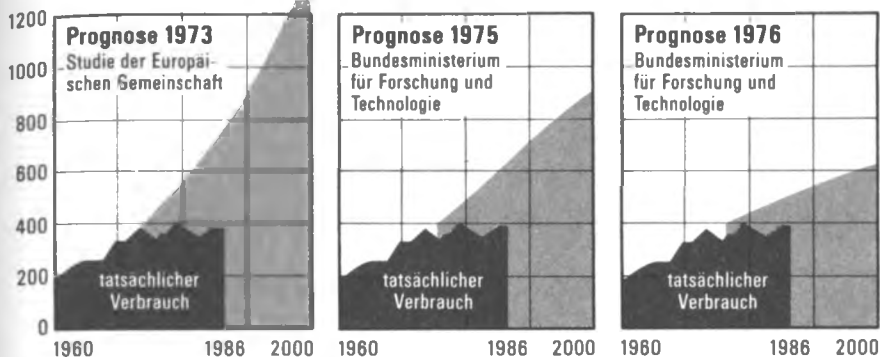
geschichtlichen, biologischen, wirtschaftswissenschaftlichen und allgemein naturwissenschaftlichen Kenntnissen Entscheidungen treffen, deren ökologische Auswirkungen sie gar nicht abschätzen können. Schließlich verlangt man von jedem Bäcker und Schuster den Nachweis einer fachlichen Ausbildung. Willy Brandt gestand in einem »ZEIT«-Interview* ein, daß er vor zwanzig Jahren von Ökologie nichts gewußt hätte. Nun wurde das Fach 1886 von Ernst Haeckel begründet, und schon vor dem Zweiten Weltkrieg wies man auf ökologische Probleme wie Wasserverschmutzung, Erosion u. dgl. mehr hin. Nach dem Krieg erschien Reinhard Demolls Buch »Ketten für Prometheus«, Bernhard Grzimek machte auf die Verwüstung weiter Teile Afrikas durch kurzsichtigen agrarischen Raubbau (Erdnußanbau) aufmerksam, und mit dem Weltbestseller »Silent Spring« von Rachel Carson (1962) – deutsche Ausgabe »Der stumme Frühling« – wurde das Wissen um Umweltprobleme und damit ökologische Zusammenhänge Allgemeingut. All dies gut zwanzig Jahre vor dem »ZEIT«-Interview.

Nun berufen sich viele Politiker darauf, daß ihnen jederzeit Expertengremien beratend zur Seite stehen. Aber mit diesen scheint es auch nicht weit her zu sein. Beispiel: die von 1973 bis 1980 erstellten Prognosen über den Primärenergieverbrauch in der Bundesrepublik Deutschland bis zum Jahr 2000 (Abb. 26 und 27). Wenn man sieht, in welcher naiver Weise die Studie der Europäischen Gemeinschaft das Wachstum in einer Exponentialkurve extrapoliert, faßt man sich an den Kopf. In den folgenden Jahren wurde dann an der Wirklichkeit zunächst recht stümperhaft korrigiert. Solche Fehlleistungen von Experten sind keineswegs amüsant, liegen sie doch den politischen Entscheidungen z. B. über den Ausbau des Energiesektors in der Bundesrepublik zugrunde.

Es wäre wünschbar, daß Politiker für führende Positionen im Staatsdienst eine gründliche allgemeine Ausbildung auch in den

* »DIE ZEIT« Nr. 1, 31. Dezember 1982, S. 29.

Primär-Energieverbrauch in der Bundesrepublik:



Die Prognosen und die Wirklichkeit Angaben in Millionen Tonnen Steinkohleeinheiten (SKE)

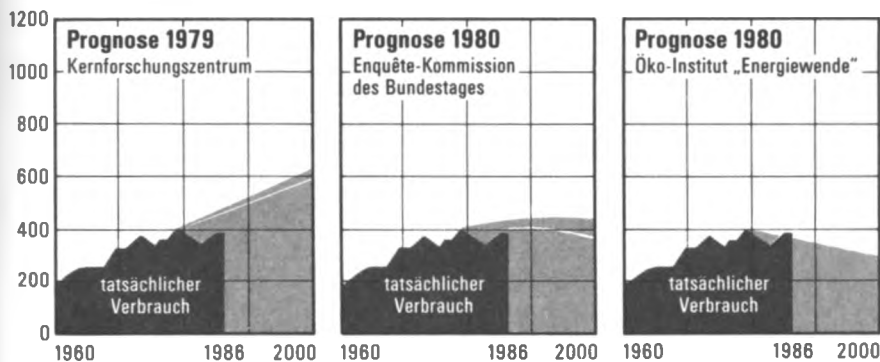


Abb. 26 Der Primär-Energieverbrauch in der Bundesrepublik Deutschland: Prognosen und Wirklichkeit (nach einer Graphik im »SPIEGEL« 12/1987). Was taugen die »Experten« in den Ministerien? Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß sie oft Sprachrohr von Interessengruppen sind.

naturwissenschaftlichen Fächern erhalten. Bis heute genügt eine Parteilaufbahn und das sichere Vertreten von Gemeinplätzen in der Öffentlichkeit, um selbst in höchste Staatsämter zu gelangen.

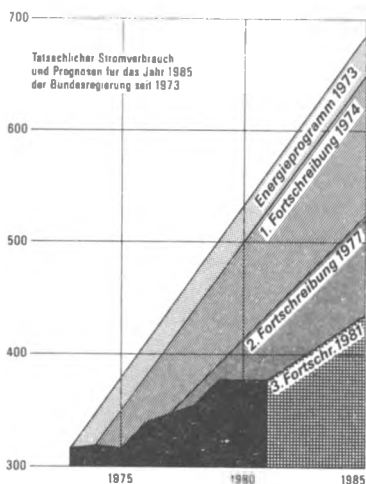
e) Gehorsamsbereitschaft

Gesellige Tiere, bei denen sich Rangordnungen ausbilden, bringen außer dem individuellen Rangstreben auch die Bereitschaft der Unterlegenen mit, sich unterzuordnen und führen zu lassen und damit zumindest vorübergehend eine niedrige Rangstellung zu akzeptieren. Ohne diese Gefolgsbereitschaft wäre ein Zusammenleben in der Gruppe unmöglich. Ständige Reibereien wären die Folge.

Bei uns Menschen ist die Gefolgsbereitschaft besonders stark ausgeprägt. Sie wird damit zu einem Problem. Der amerikanische Wissenschaftler Stanley Milgram lud Amerikaner verschiedener Berufsgruppen dazu ein, gegen geringe Bezahlung an einem Experiment mitzuwirken, bei dem es angeblich um die Erforschung der Auswirkung von Strafreizen auf den Lernerfolg ging. Die Aufgabe bestand darin, einer in einem Nebenraum sitzenden Person, die angeblich Aufgaben lernte, über einen mit

Abb. 27 Tatsächlicher Stromverbrauch und Prognosen für das Jahr 1985 der Regierung der Bundesrepublik Deutschland seit 1973. Man verlängerte bei den Prognosen für den Stromverbrauch einfach die Vergangenheit geradlinig in die Zukunft. Ob Abiturienten mit einer so primitiven Mathematik bestehen könnten? Auf diese Prognosen gründete sich immerhin die Energiepolitik der Regierungen von Bund und Ländern. – Nach einer Graphik aus der »Süddeutschen Zeitung« vom 7./8. Juni 1986.

Jährlicher Stromverbrauch in Mrd. kWh



Drucktasten ausgestatteten Apparat immer dann elektrische Strafreize zu erteilen, wenn sie Fehler machte, und zwar mit zunehmend stärkeren Stromstößen bei Fehlerwiederholung. Die Strafreize stiegen in 30 Stufen von 15 auf 450 Volt, und auf der Tastatur waren zugleich die Hinweise »mild«, »stark«, »sehr stark« angebracht. Das Experiment war fingiert, aber davon wußten die »Assistenten« nichts. In den ersten Versuchsreihen folgten alle Assistenten den Anweisungen des Versuchsleiters, und sie erteilten dabei zuletzt wissentlich Stromstöße, die ihre Empfänger geschädigt hätten, hätte es sich nicht um ein vorgetäushtes Experiment gehandelt.

Milgram erklärte dieses Ergebnis mit fehlender Rückmeldung seitens des Opfers. In weiteren Experimenten führte er akustische Rückmeldungen ein: Ab einer bestimmten Reizstärke wurde über ein Tonband Stöhnen abgespielt, bei noch stärkeren Reizen Schmerzlaute, weiter starker Protest mit der Aufforderung, aufzuhören, schließlich gequältes Schreien und zuletzt Stille. Dennoch führten auch in dieser Situation 62,5% der Assistenten den Versuch bis zum Ende durch. Sie taten dies nicht ohne Skrupel und wandten sich an den im selben Raum anwesenden Versuchsleiter mit der Frage, ob sie denn weitermachen sollten, es würde der Versuchsperson doch Schmerzen bereiten, und einige standen sogar unter Protest auf. Aber der mit ruhiger Stimme vorgetragene Aufforderung des Versuchsleiters, im Interesse des Experiments weiterzumachen, folgten die meisten. Auch jene, die schließlich aufgaben, taten dies erst, nachdem sie bereits Strafreize erteilt hatten, die im Ernstfall das Opfer schwer geschädigt hätten.

Die Assistenten erlebten sicher Mitleid, aber im Konflikt mit der Gehorsamsforderung einer Autorität setzte sich die Gehorsamsbereitschaft durch. Bemerkenswert war, wie sich der stufenweise Abbau der Autorität auswirkte. War der Versuch so aufgebaut, daß der Assistent vor seinem Einsatz ein Experiment verfolgen konnte, in dem ein Komplize des Versuchsleiters in der Rolle eines Assistenten fragte, ob der Versuchsleiter Doktor

sei, und dieser verneinte, dann stieg die Anzahl der Personen, die anschließend verweigerten. Auch räumliche Entfernung des Versuchsleiters ließ die Zahl der Verweigerer hinaufschnellen. Erteilte der Versuchsleiter seine Anweisungen per Telefon, dann gaben die Assistenten zwar vor, den Anweisungen zu gehorchen, erteilten aber mildere Strafreize. Sie waren offensichtlich nicht sadistisch motiviert, und milderte sich der Autoritätsdruck, dann konnte sich das Mitgefühl eher durchsetzen. Grundsätzlich scheint es Menschen schwerzufallen, sich gegen eine Autorität durchzusetzen, wenn sie sich ihr einmal im Dienste einer Aufgabe freiwillig unterstellen.

Arthur Koestler sah es richtig, als er meinte, nicht ein Zuviel an Aggressivität sei unser Problem, sondern ein Zuviel an Loyalität. Der Gefolgsgehorsam ist eine problematische Tugend. Ohne ihn könnte eine Gesellschaft sicher nicht existieren. Aber Abrahams Opfer ist eine schaurige Allegorie, und wir haben hoffentlich aus der Geschichte gelernt, daß blinder Gefolgsgehorsam nichts Gutes ist. Allerdings darf die Einsicht, daß übertriebener Gehorsam zur Untugend wird, nicht dazu verleiten, ins andere Extrem zu fallen und Autorität grundsätzlich abzulehnen. Es bedarf einer autoritätenkritischen Haltung. Da diese aber bereits ein höheres Reflexionsvermögen voraussetzt, wird mit einer solchen Forderung in der kritischen Situation eines Konfliktes zwischen Gehorsam und Mitleid nicht jedermann geholfen sein. Es sollte auch die Absicherung durch eindeutige Gesetze vorliegen, damit ein Verweigerer nicht befürchten muß, sein Leben zu riskieren, wenn er etwa als Soldat einem ihm inhuman erscheinenden Befehl nicht Folge leistet.

Begehen Menschen unter einem Befehl Untaten, dann verarbeiten sie ihre Gewissensbelastung über einen noch zu besprechenden Prozeß der Verdrängung (S. 230). Elias Canetti (1980) schrieb dazu: »Es ist bekannt, daß Menschen, die unter Befehl handeln, der furchtbarsten Taten fähig sind. Wenn die Befehlsquelle verschüttet ist und man sie zwingt, auf ihre Tat zurückzublicken, erkennen sie sich selber nicht. Sie sagen: Das habe ich

nicht getan, und sie sind sich keineswegs immer klar darüber, daß sie lügen. Wenn sie durch Zeugen überführt werden und ins Schwanken geraten, sagen sie: So bin ich nicht, das kann ich nicht getan haben. Sie suchen nach den Spuren der Tat in sich und können sie nicht finden. Man staunt, wie unberührt sie von ihr geblieben sind« (S. 369).

Das Rangstreben und sein funktioneller Widerpart, die Bereitschaft zur Unterordnung und zum Gefolgsgehorsam, gehören sicher zu den problematischen angeborenen Dispositionen. Sie sind nützlich, da über das Streben nach Ansehen Begabungen für besondere Führungspositionen ausgelesen werden. Der einzelne wird zur Leistung angespornt und stellt sich dem Urteil der anderen. In der Kleingesellschaft funktioniert dies ganz gut. In der anonymen Großgesellschaft können dagegen leicht Blender mit charakterlichen Schwächen und anderen Mängeln aufsteigen, sei es, daß sie von Interessengruppen vorgeschoben werden, sei es, daß sie sich einseitige, charismatische Begabungen zusammen mit der nötigen Rücksichtslosigkeit zulegen und sich hochkämpfen. Die Tatsache, daß das Streben nach Macht nicht durch eine abschaltende Endsituation oder andere Formen der Triebbefriedigung zu Ende kommt, macht diese Disposition in unserer Gesellschaft besonders gefahrenträchtig. Nicht daß man deswegen das Rangstreben im Bemühen um Egalität unterdrücken sollte – man würde dabei auf einen gesellschaftlich wertvollen Leistungsansporn verzichten. Sicher bedarf es aber neuer Kriterien für die Auswahl der Führungseliten.

Ähnlich wie mit dem Rangstreben verhält es sich mit der Bereitschaft zum Gefolgsgehorsam und zur Unterordnung. Eine Gesellschaft ohne hierarchische Strukturen wäre in der Konkurrenz mit anderen, gut geführten Gesellschaften unterlegen. Das setzt voraus, daß Führungsqualitäten anerkannt werden. Man spricht davon, daß man sich einer Führung anvertraut. Aber abgesehen von dem schon erwähnten Faktum, daß breite Bevölkerungsschichten die Vertrauenswürdigkeit ihrer politischen Führer oft gar nicht richtig einschätzen können,

kommt in der anonymen Großgesellschaft gravierend hinzu, daß unter dem Angststreß der Anonymität die Bereitschaft, sich Sicherheit bietenden charismatischen Persönlichkeiten anzuschließen, wächst und also auch die Bereitschaft zum blinden Gehorsam. Erziehung zu kritischem Gehorsam ist daher ein Gebot unserer Zeit*. Sie allein dürfte jedoch nicht ausreichen, um zu verhindern, daß in Krisensituationen weniger standhafte und urteilsfähige Charaktere von den sie Führenden als Werkzeuge für unmenschliche Zwecke mißbraucht werden. Es bedarf zusätzlich klarer und eindeutiger Gesetze, die überdies zur Kenntnis gebracht werden müssen.

* Daß es mit der Vertrauenswürdigkeit vieler führender Politiker nicht so weit her ist, kann man jeder Tageszeitung entnehmen. Gäbe es nicht Presseorgane wie den »SPIEGEL«, dann wäre die Situation in unserem Lande sicher noch schlimmer. Man muß leider feststellen, daß auch bei Politikern das Eigeninteresse vor dem Gemeinwohl steht, und zwar nicht nur das der Individuen, sondern auch das Interesse der Politiker als Gruppe. Dazu eine kleine, aber charakteristische Episode: Als man sich in Niedersachsen 1987 zu Einsparungsmaßnahmen gezwungen sah, kürzte man zunächst wie üblich die Etats für Hochschulen und Forschung. Zur gleichen Zeit beschloß das Landesparlament durch Abstimmung eine Erhöhung der Diäten. Das Beispiel beleuchtet nicht allein eine Geisteshaltung, sondern auch eine noch ungelöste Problematik, da es sich hier ja um eine Art Selbstbedienung aus einem allgemeinen Fonds handelt: Die Interessengruppe stimmt darüber ab, ob sie sich aus Steuergeldern bedienen soll – ein fürwahr einmaliger Vorgang!